

# »Willst du nicht mal aufräumen?«

## Der Verlust von Eindeutigkeit als Mangel an Väterlichkeit.

Matthias Stiehler

Ich bin einer von den Männern, die gern als »neue Väter« bezeichnet werden. Mit zweiundzwanzig wurde ich erstmals Vater und jetzt, da ich einundfünfzig bin, sind die Kinder aus dem Haus. Als »neuer Vater« kann ich bezeichnet werden, weil ich von Anfang an meinen Kindern als Vater gleichberechtigt präsent sein wollte. Dabei spielten natürlich die Erfahrungen mit meinem eigenen Vater eine wichtige Rolle. Er gehörte zu den Vätern, die für die Kinder nicht so erreichbar, selbst wenn sie räumlich anwesend waren. So wollte ich nicht sein. Ich wollte mit meinen Kindern auch im Inneren verbunden sein.

Als »neuer Vater« kann ich aber auch bezeichnet werden, weil in meiner Vaterschaft »die Entstrukturierung familialer Lebensverhältnisse« – so die soziologische Terminologie – beispielhaft deutlich wird: Von der Mutter meines Sohnes habe ich mich getrennt, als er drei Jahre alt war. Ich habe ihn dann elf Jahre nicht gesehen. Erst als er vierzehn war, kamen wir wieder in Kontakt. Als ich vor fünfundzwanzig Jahren mit meiner jetzigen Frau zusammenkam, brachte sie eine Tochter in die Beziehung mit. Ihr war ich über viele Jahre sozialer Vater und auch jetzt sehe ich mich als Großvater ihres Kindes. Und schließlich habe ich mit meiner Frau noch ein gemeinsames Kind.

Ich schreibe das, um meinen Erfahrungshorizont deutlich zu machen. Ich kenne Patchworkfamilie, ich kenne Trennung, die für mich, vor allem aber für meinen Sohn, sehr schmerzhaft war, und ich kenne Möglichkeiten und Begrenzungen, denen man selbst in einer »intakten« Familie ausgesetzt ist. Wenn ich mich mit der Frage nach Väterlichkeit auseinandersetze, dann geschieht dies nicht von einem sicheren

Ort aus. Solch ein sicherer Ort könnte die schon immer bestehende Grundüberzeugung sein, ich wüsste, wie sich ein richtiger Vater verhält. Da gibt es – nennen wir sie mal – »die Konservativen«, die die traditionelle Familienstruktur zum Hort der Glückseligkeit stilisieren und den Vater bei Berufsorientierung und Abständigkeit zu seinen Kindern verorten. Und da gibt es – nennen wir sie mal – »die Progressiven«, die die sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse als Fortschritt im Geschlechterverhältnis empfinden und den Vater als ebenso in der Fürsorgepflicht sehen. Von meiner eigenen Vatersituation und auch von meinem eigenen Anspruch her zählte ich sicher zu den »Progressiven«. Aber schon als junger Vater war ich mir nicht sicher, ob die Entwicklung der familialen Verhältnisse in unserer Gesellschaft wirklich so gut ist.

Mir wurde das deutlich, als ich sah, wie viele Eltern meiner Generation sich trennten – zumindest in der DDR nahm dies bereits in den achtziger Jahren heftige Ausmaße an. Und ich fragte mich bereits damals, was das wohl für eine Auswirkung auf unsere Kinder haben wird. Ich erkannte schnell, dass zwischen unserem Wunsch, es besser als unsere Eltern zu machen, und unserem Vermögen, dies wirklich umzusetzen, eine große Kluft bestand. Wir haben es in der Gesamtheit, also jenseits individueller Unterschiede, nicht vermocht, bessere Partnerschaften zu gestalten und wir haben es auch nicht geschafft, dass unsere Kinder glücklicher sind als wir.

Heute berichten Psychotherapeuten von einer starken Zunahme der Borderlinestörungen. Die Prävalenz psychischer Erkrankungen insgesamt wächst besorgniserregend. Nun ist das bestimmt nicht nur die Schuld der Vä-

ter. Ich verweise hier auf das Buch *Der Lilithkomplex* (2005), in dem Hans-Joachim Maaz die mütterliche Seite thematisiert. Aber das Fazit, zu dem ich auf meiner, der väterlichen Seite, kam, lautet, dass es nicht reicht, den autoritären oder abwesenden Vater abzulehnen. Es muss ebenso darum gehen, eine positive Väterlichkeit umzusetzen – für uns, vor allem aber für unsere Kinder.

Wir erleben heutzutage eine, auf breitem gesellschaftlichen Konsens beruhende Ablehnung autoritärer Erziehungsstrukturen. Dies ist natürlich zu befürworten, wenn mit »autoritär« gemeint ist, dass die Bedürfnisse der Kinder keine Rolle spielen und sie sich unter ein körperliches oder seelisches Gewaltdiktat unterzuordnen haben. Aber diese Ablehnung schlägt zumeist in das Gegenteil um: mit dem Autoritären geht die Autorität verloren. Oder wie sonst ist eine so alltägliche Frage von Mutter oder Vater zu verstehen: »Willst du nicht mal aufräumen?«. Solche Fragen sind keine offene Gewaltanwendung, aber sie stiften Verwirrung bis hin zur Manipulation, die aus der Angst der Eltern erwächst, klar und eindeutig aufzutreten. Das bedeutet, dass die Eltern schon erwarten, dass das Kind tut, was sie wollen. Aber es soll es »freiwillig« tun. Einem Kind, das in einem Klima solcher alltäglichen, harmlos erscheinenden, ja kaum auffallenden Unklarheiten aufwächst, geht die Eindeutigkeit verloren, es wird unsicher.

In der heutigen Zeit gehören die elterlichen Unklarheiten zum Normalfall. Eltern scheuen sich oft, eindeutig gegenüber ihren Kindern aufzutreten. Das wirkt zunächst liebevoll, weil sie ihre Kinder in Entscheidungsprozesse einbeziehen. Aber bei genauerem Hinsehen fällt – wie bei der zuvor an-

geführten Frage – die Manipulation auf, die solch ein »partnerschaftlicher Umgang« mit den Kindern zumeist bedeutet. Zudem sind die Kinder mit solch offenen Aussagen meist überfordert. Letzteres hat Michael Winterhoff in seinen Büchern (z.B. *Warum unsere Kinder Tyrannen werden*, 2009) fundiert dargelegt. Und er zeigt deutlich, in welcher Unsicherheit wir unsere Kinder damit lassen.

Meine Frau, die eine Studentenberatungsstelle leitet, berichtet, dass immer mehr Studenten ihrem Leben ratlos gegenüber stehen. Oberflächlich scheinen sie die Möglichkeiten und Freiheiten unserer heutigen Zeit zu genießen. Aber darunter steckt viel Unsicherheit. »Ich habe nicht gelernt, meinem Leben einen Sinn zu geben«, sagte mir einmal ein Mann von achtundzwanzig Jahren, unter Tränen. Das Elternhaus, aber auch wichtige Sozialisationsinstanzen wie Kindergärten und Schulen, verlieren ihre strukturierende, Halt gebende Kraft. Innerhalb der Soziologie wird dies als Entstrukturierung, als Individualisierung der Lebensformen beschrieben. Aber wir würden es uns zu einfach machen, wenn wir die Unsicherheit, Orientierungslosigkeit und Grenzenlosigkeit, die viele Menschen in unserer Gesellschaft ergriffen haben, allein auf »die Gesellschaft« schieben. Die gesellschaftlichen Bedingungen können manches leichter oder schwerer machen. Aber sie determinieren unser Verhalten nicht. Individuelle Verantwortung ist ebenso wichtig. Und hier sind wir auch als Eltern gefragt.

Nun spreche ich von der Verantwortung der »Eltern«, zu Beginn aber fragte ich nach der spezifischen Rolle des Vaters. Die Unterscheidung der allgemeinen Eltern- von den spezifischen Vateraufgaben ist nicht einfach zu beschreiben. Denn natürlich müssen beide Eltern, ebenso wie Stiefmütter und Stiefväter, Großmütter und Großväter, Lehrerinnen und Lehrer den Kindern gleichermaßen Fürsorge wie Orientierung und Strukturierung geben. Wir wissen auch, dass es Väter gibt, die nachgiebiger und verständnisvoller sind als die Mütter, und Mütter, die begrenzender, strenger sind als die Väter.

Und doch sollten wir die Begriffe »Mütterlichkeit« und »Väterlichkeit« nicht so einfach negieren. Sie verweisen bei aller Plastizität und gesellschaftlichen Konstruktion der Geschlechterrollen auf die ebenso gegebene biologische Fundierung unseres sozialen Miteinanders. Diese ist insbesondere in der ersten Lebenszeit eines Kindes wirksam und prägt sein weiteres Leben – auch im Sinne entfremdender Bedingungen, die tiefenpsychologisch als »Frühstörungen« charakterisiert werden. Die spezifische Aufgabe des Vaters, die das Prin-

zip »Väterlichkeit« begründet, ist die Triadifizierung, wie der tiefenpsychologische Termini lautet. Das heißt, dass der Vater zu der ursprünglichen und essentiellen Mutter-Kind-Beziehung hinzukommt. Er ist der Dritte, der Nicht-Selbstverständliche, derjenige, der die traute Zweisamkeit 'aufbricht', der Beziehungsvielfalt ermöglicht, der ebenso aus der Enge befreit wie er die Behaglichkeit stört. Die Rolle des Vaters ist von Beginn an ambivalent: Er entlastet Mutter und Kind vom ausschließlichen Zugriff von Kind bzw. Mutter. Doch er irritiert die Be-



© tilla eulenspiegel / photocase.com



© suze / photocase.com

ziehung auch, erstört sie. Ich warne davor, diese Konstellation als gering- oder gar unbedeutend abzutun. Für ein Kleinstkind spiegelt sich hier die Gesamtheit der Welt wider. Die Erfahrungen, die es macht, werden das gesamte Leben weiterwirken. Und wir erkennen an dem sogenannten »Gatekeeper«-Verhalten von Müttern und den Rückzügen der Männer, wie schwer es ist, die triadifizierende Funktion des Vaters in einer Partnerschaft anzuerkennen und umzusetzen.

Das Prinzip »Väterlichkeit«, das seinen Ursprung in der frühen Sozialisation eines Kindes findet, lässt sich als herausfordernd, störend, befreiend, vorantreibend, begrenzend beschreiben. Es verhält sich damit komplementär zum Prinzip »Mütterlichkeit«, das fürsorglich, bewahrend, versorgend ausgerichtet ist. Der Begriff »komplementär« bedeutet, dass es sich zwar um gegensätzliche Prinzipien handelt, sie aber aufeinander bezogen sind, dass ein ausgewogenes Maß zwischen beiden für eine gesunde Entwicklung eines Kindes bedeutsam ist. Andererseits bedeutet der Begriff »Prinzip«, dass sich die Charakteristiken von den Personen Mutter und Vater lösen. Eine Mutter muss auch väterlich, ein Vater auch mütterlich sein. Und trotzdem sollten wir vorsichtig sein, wenn wir die Unter-

schiede in den Rollen von Mutter und Vater einfach aufheben wollen. Die frühe Beziehungskonstellation wirkt nicht nur im Kind, sondern ebenso in Mutter und Vater fort. Als Beispiel möchte ich die häufige Aussage von Müttern anführen, dass ihnen – wenn deren erwachsene Kinder aus der elterlichen Wohnung ausziehen – damit »ein Stück aus der Seele« gerissen wird. *Tendenziell* sind Mütter selbst in späteren Jahren stärker mit ihren Kindern identifiziert und Väter sind gefordert, den Ablösungsprozess voranzutreiben. Und auch hier wird die Ambivalenz notwendigen väterlichen Handelns deutlich: Er gibt in diesem Prozess dem Kind Sicherheit und der Mutter Halt. Aber sein Handeln – wenn er es denn umsetzt – ist für beide auch unangenehm. Viele Männer kennen die Vorwürfe ihrer Frauen in solch ei-

ner Situation: sie seien zu hart und lieblos. Und viele Männer scheuen den Konflikt und halten sich zurück.

Das Aushalten von Konflikten, die Standhaftigkeit, auch gegen Widerstände das für richtig Erkannte zu tun, bezeichne ich als »Vaterkraft«. Diese Kraft fehlt in der heutigen Zeit vielen Vätern, egal ob es sich um »neue« oder »traditionelle« Väter handelt. Die Vaterkraft fehlt damit aber auch den Kindern, denen es oft an Halt, Struktur und Orientierung mangelt. Das ist der eigentlich dramatische Befund, da dies – wie gesagt, bei aller individuellen Unterschiedlichkeit – ein Merkmal unserer heutigen Gesellschaft ist. Und an Vaterkraft fehlt es auch unserer Gesellschaft in ihrer gemeinschaftlichen Verfasstheit, denn wir leben seit Jahrzehnten über unsere Verhältnisse und frönen einem unbegrenzten Kapitalismus. Und auch hier sind es nicht nur die gierigen Konzerne, sondern ist es auch unser aller Anspruchshaltung an Staat und Gesellschaft. Das sind nur ein paar Punkte, die den Mangel an Väterlichkeit heutzutage aufzeigen. Sie lassen sich ergänzen und diskutieren, sie lassen sich aber vor allem durch eine Vielzahl an Beispielen konkretisieren.

Das Fazit eines »neuen Vaters«, der mittlerweile Großvater ist, lautet demnach, dass es nicht reicht, den autoritären und den abwesenden Vater abzulehnen. Wir müssen uns zugleich auch auf den Weg zu mehr Väterlichkeit begeben. Kinder und Familien brauchen unsere väterliche Energie, sie brauchen unsere gleichberechtigte, gleichwertige Eigenständigkeit.

**Matthias Stiehler**

Theologe, promovierter Erziehungswissenschaftler, psychologischer Berater.  
 Autor von »Väterlos. Eine Gesellschaft in der Krise« (Gütersloher Verlagshaus 2012)  
 und »Der Männerversteh« (Verlag C. H. Beck München 2010).  
 > matthias.stiehler@dieg.org; www.matthias-stiehler.de

